



Bild 1: Schachblumen *Fritillaria meleagris*, die zu den Stinsenpflanzen gehören, zusammen mit Hohen Schlüsselblumen *Primula elatior* bei Lübeck am Elbe-Lübeck-Kanal

## Mai – Stinsenpflanzen



Selbstverständlich weiß jeder, was eine Pflanze ist, aber wer hat schon mal von einer Stinse gehört? Und was haben Pflanzen damit zu tun?

Das Wort „Stinse“ kommt ursprünglich aus dem Friesischen und hat sich mit holländischen Siedlern, die sich überall einfanden, wo Deiche oder Windmühlen gebaut werden sollten, auch ins Plattdeutsche übertragen. Es bedeutet eigentlich nur „Steinhaus“. Der Ausdruck trägt uns zurück in die Zeit der Renaissance, die um 1400 in Norditalien begann und sich über die folgenden 200 Jahre über ganz Europa ausbreitete. Es war eine Epoche, in der sich Europa von der Katastrophe der Schwarzen Pest erholte und nach und nach das finstere Mittelalter überwandte, indem die antiken Wissenschaften wiederbelebt (*Renaissance* heißt *Wiedergeburt*) und die Einsicht des menschlichen Verstandes dem blinden Glauben der Kirche gegenüber gestellt wurden; eine glänzende Zeit, die sich in prachtvollen Schlössern, Kathedralen und Bürgerhäusern niederschlug – sofern die Bauherren das denn finanzieren konnten. Damals mußte man schon – im wahrsten Sinne des Wortes – steinreich sein, um sich ein Steinhaus, eine Stinse, leisten zu können. Wer aber über das nötige Geld verfügte, der umgab seine Residenz auch gerne mit Ziergärten und Parks, die zu dieser Zeit der reine Luxus und mithin Statussymbole waren.





Bild 2: Altes Rathaus in Bremen



Bild 3: Schloß Frederiksborg in Dänemark

Denn, auch wenn in der Renaissance die Grundlagen für die Neuzeit gelegt wurden, bis zur Wohlstandsgesellschaft von heute war noch ein langer und oft dorniger Weg. Trotz des Glanzes der Oberschicht lebten damals die meisten Leute eher in bescheidenen Verhältnissen, und wenn die Gärten hatten, dienten sie dem Anbau von Obst und Gemüse. Blumen gab es in solchen Gärten eigentlich nur, wenn sie als Heil- und Gewürzpflanzen im Bauerngarten benötigt wurden. Aber Pflanzen nur der Schönheit wegen anzubauen? Nutzloser Tand! Und so wurden Steinhäuser und blühende Schönheit mit überbordendem Reichtum gleichgesetzt und zu einer untrennbaren Vorstellung miteinander verbunden.

Wenn man sich aber die überschäumende Pracht der französischen Loire-Schlösser anschaut, oder auch die reich verzierten Gebäude dieser Zeit von den Niederlanden über Nordwestdeutschland (Bild 2) bis nach Dänemark (Bild 3), dann kommt man nicht umhin festzustellen, daß die Renaissance im



Bild 4: Schloß Ulrichshusen



Bild 5: Schloß Gadebusch

Bild 6: Fürstenhof Wismar



Bild 7: Festung Grömitz







Bild 8: Die Mondviole *Hesperis matronalis*, schon im Mittelalter als Zierpflanze gezogen...

Nordosten Deutschlands weniger verbreitet ist und die erhaltenen Bauten doch etwas schlichter und spärlicher ausgefallen sind (Bild 4, 5, 6, 7).

Allerdings gibt es dafür gute Gründe: Die Neuausrichtung des Handels nach Westen aufgrund der Entdeckung Amerikas und der dadurch ausgelöste Niedergang des Ostseehandels schmälerte die Einkünfte der hohen Herren im Nordosten, so daß die Pläne für Protzbauten deutlich bescheidener ausfallen mußten. Zahlreiche dieser Bauten sind inzwischen aber auch wieder verschwunden, weil der Dreißigjährige Krieg der Renaissance ein brutales Ende setzte. Für die damaligen Verhältnisse kann man ihn getrost einen Weltkrieg nennen, und wo der Krieg am heftigsten wütete, blieb am wenigsten übrig. Mecklenburg, Pommern und Brandenburg gehörten zu den am stärksten verwüsteten und entvölkerten Gegenden des damaligen Reiches. Adelsitze und Herrenhäuser

Bild 9: ...und heute an einem Bach wild wachsend.





Bild 10: Schon immer beliebt, der Türkenbund *Lilium martagon*

wurden niedergebrannt, und die Steine der Ruinen wurden - da es im Norden keine Steinbrüche gab - abgetragen und anderswo verwendet. So ist manche Stinse von der Landkarte verschwunden.

Gebliieben sind die Pflanzen. Zahlreiche Arten, die einst die Gärten zierten, haben sich auch nach Aufgabe der Pflege halten können und sind Bestandteil der Natur geworden. Die meisten von ihnen haben sich nicht allzu weit von ihren Pflanzstellen ausgebreitet, auch wenn einige dort, wo sie wachsen, beachtliche Bestände gebildet haben. Und so zeigen sie oft heute noch die Standorte ehemaliger Stinsen an, die sonst keine erkennbare Spur hinterlassen haben.

Was sind das nun für Pflanzen, die man als Stinspflanzen zusammenfaßt? Gehen wir noch einmal zurück zu den Anfängen der Renaissance: Ziergärten mit Mondviole (Bild 8 und 9), Lilien (Bild 10), Rosen, und Pfingstrosen gab es auch schon früher, doch führten sie auf den mittelalterlichen Burgen schon aus Platzgründen eher ein Schattendasein. Mit der Entdeckung Amerikas kam recht zügig eine Fülle neuer Pflanzenarten nach Europa, doch landeten die zunächst nur bei den seefahrenden Mächten Portugal, Spanien, Frankreich, England und Holland, die allesamt einen wirtschaftlichen Höhenflug erlebten, während das Deutsche Reich, das aufgrund seiner geographischen Lage plötzlich nicht mehr im Mittelpunkt der Warenströme lag, den Zusammenbruch der einstmaligen Hanse zu verkraften hatte und überdies immer mehr von religiösen Spannungen zerrissen wurde.

Wenn man sich aber die spannenden neuen Arten aus Amerika nicht leisten konnte und dennoch einen repräsentativen Garten haben wollte, mußte man sich nach preiswerten Alternativen umsehen, und die ließen sich durchaus in nicht allzu großer Entfernung finden: In Süddeutschland, in den Alpen und in den Gebieten Italiens und des nördlichen Balkans, die damals zum Deutschen Reich gehörten. Und sie hatten den Vorteil, daß zu ihrer Beschaffung keine langen Seefahrten nötig waren, sondern die allgegenwärtigen fahrenden Händler sie mitbringen konnten.

Das ging natürlich besonders leicht mit Zwiebeln und Knollen, die auch deshalb beliebt waren, weil zumindest einige von ihnen bereits zur Blüte kamen, wenn in den Wäldern und Fluren eigentlich noch Winter herrschte. So fanden Winterlinge (Bild 11) und Märzenbecher (Bild 12) ihren Weg in unsere Gefilde, wo sie sich an geeigneten Stellen auch ausbreiteten und heute noch dort wachsen (Bild 13). Heute, in unserer Zeit des Klimawandels sind sie ein Segen für Insekten, die in zu milden Wintern immer häufiger viel zu früh aus der Winterruhe erwachen, wenn Buschwindröschen und Lerchensporn noch auf sich warten lassen.

Nicht ganz so früh, aber doch noch vor dem Austrieb der Bäume, erscheinen andere Zwiebeln, wie zum Beispiel Blausterne und Osterglocken (Bild 14). Gerade an Osterglocken herrscht kein Mangel an Sorten und Formen, die heute bevorzugt werden: knallige und bizarre großblütige Züchtungen, die







Bild 11: Winterling *Eranthis hiemalis*



Bild 12: Märzenbecher *Leucojum vernum*

ganz vergessen lassen, was für ein elegantes und graziles Wesen die ursprüngliche wilde Osterglocke eigentlich ist. Leider ist sie aus unseren Gärten fast ganz verdrängt worden, und selbst an Straßenrändern werden heutzutage lieber die Zuchtnarzissen gesetzt, weil unser Dorf ja schöner werden soll... - da ist es doch gut, wenn man an den im Lande verstreuten Stinsenplätzen immer noch

Bild 13: Märzenbecher und Winterlinge in einem großen Bestand im Umfeld eines Gutshofes am Schaalsee

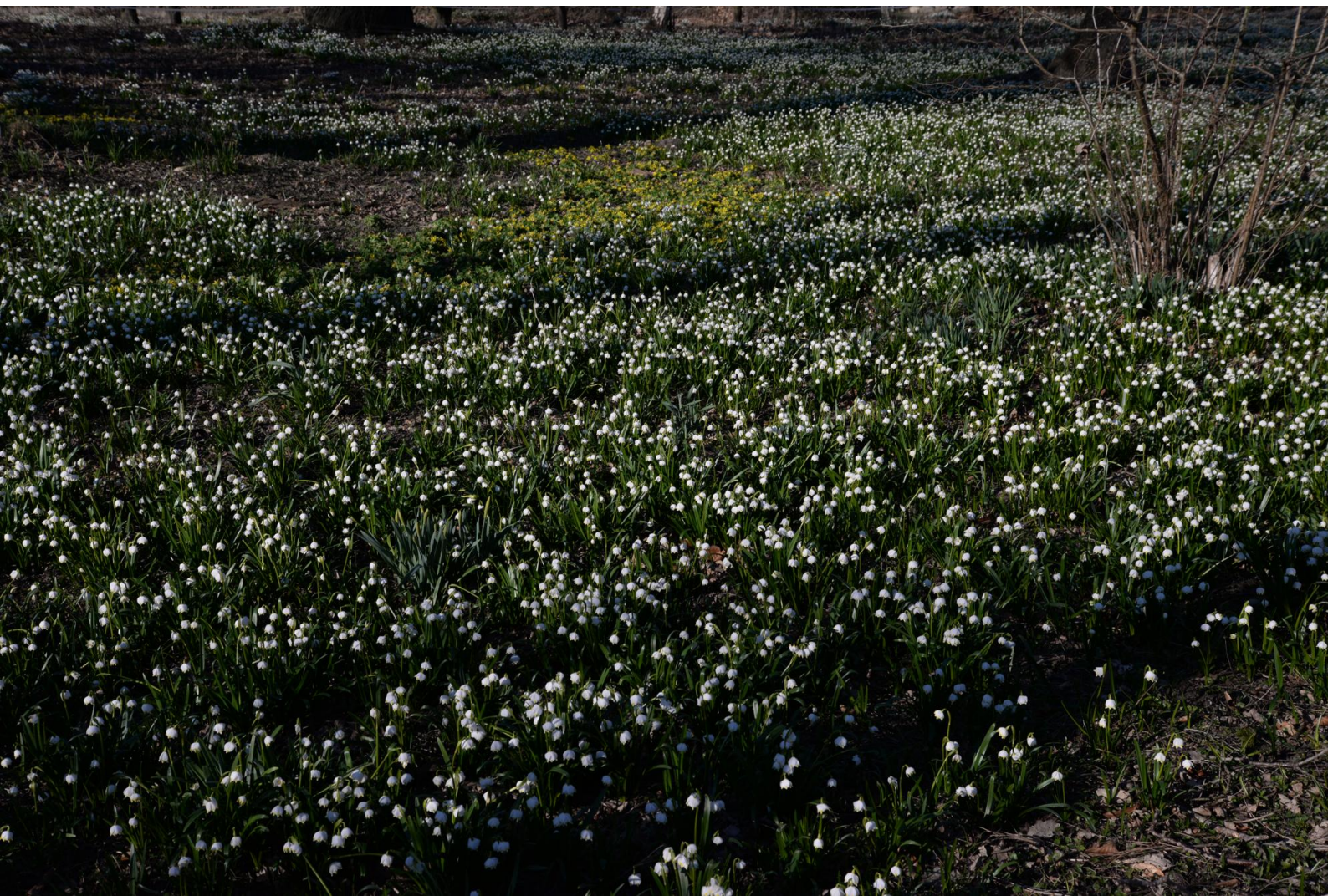






Bild 14: Wildwachsende Blausterne *Scilla sardensis* und Osterglocken *Narcissus pseudonarcissus*

Wuchsorte der wilden Osterglocke finden kann, die ansonsten ihre nächsten natürlichen Wuchsorte in der Eifel und dann weiter in Westeuropa hat.

Manche Zwiebelpflanzen kommen aber auch erst jetzt, während die Bäume ihr schattenwerfendes Laub entfalten, zur Blüte. Dazu gehören unter Anderen auch die Milchsterne, von denen der Nickende Milchstern (Bild 15) vom Balkan stammt, während der Doldige Milchstern (Bild 16) zwar im größten Teil Mecklenburgs, Vorpommerns und Brandenburgs eine echte Stinsenpflanze, aber in der gesamten Elbaue bereits einheimisch ist.

Zu den Stinsenpflanzen gehören noch viele andere Zwiebelpflanzen, zu viele, um sie hier alle nennen zu können, so daß die vorgestellte Auswahl genügen muß. Der große Star unter all diesen Arten dürfte aber die Waldtulpe sein (Bild 17). In Wäldern wächst sie eigentlich nicht, oder besser gesagt, sie tut es schon, kommt dann aber nicht zur Blüte. Wie ihre gesamte Verwandtschaft, die in Steppen zu Hause ist, liebt auch die Waldtulpe offene Lebensräume, und in Mitteleuropa hat sie ihren Platz im Schotter der Weinberge gefunden. Von dort wurde sie in den Norden gebracht. Im Nordosten ist sie ziemlich selten verwildert, wohl aber entlang der Elbe.

Und warum ist sie der Star? Sie ist es, weil die Maler der Renaissance beziehungsweise die von ihnen portraitierten Damen die Eleganz dieser Blume liebten. Eine voll aufgeblühte Waldtulpe (Bild 17) sieht eigentlich aus wie jede andere Wildtulpe auch, zweifellos wunderschön, klar, aber so herausragend, daß sie vor allen anderen bevorzugt wird?

Was die Waldtulpe auszeichnet, ist, daß die sich gerade öffnende Blüte einem goldenen Ei ähnelt,





Bild 15: Nickender Milchstern *Ornithogalum nutans*

und dabei werden die drei äußeren Blütenblätter grazil zurück nach außen gebogen (Bild 18).

Und das fanden die edlen Damen in ihren perlbesetzten Gewändern so ansprechend, daß sich mehrere von ihnen mit einer halb geöffneten Waldtulpe in ihren spitzen Fingern haben porträtieren lassen. Und so kann man sie heute in den Museen in ganz Europa hängen sehen (die Gemälde, wohlgermerkt!).

Natürlich wurden nicht nur Zwiebeln und Knollen in die damaligen Gärten gebracht, sondern alles genutzt, womit

Bild 16: Doldiger Milchstern *Ornithogalum umbellatum*







Bild 17: Voll aufgeblühte Waldtulpen *Tulipa sylvestris*



Bild 18: Waldtulpe *Ornithogalum umbellatum* mit halb geöffneter Blüte, wie sie auf alten Gemälden abgebildet wird

Pflanzen vermehren werden können. Immer wieder neu ausgesät werden muß der Judassilberling (Bild 19), der violette Blüten wie die Mondviole (Bild 8 und 9) besitzt und ihr auch sonst ganz ähnlich sieht. Beide gehören zu den Kreuzblühern und haben deshalb vier Blütenblätter. Im Gegensatz zur Mondviole ist der Judassilberling aber nicht mehrjährig ausdauernd, sondern nur zweijährig. Während die Mondviole gerne auf feuchten Böden wächst, liebt der Judassilberling schattige Plätze unter Gehölzen, mag aber eine Laubdecke nicht. Deshalb findet man sie häufig auf Wallhecken, Knicks und ähnlichen Erhebungen unter Bäumen und Büschen, wo deren Laub nicht so gut liegen bleibt (Bild 20).

Der Judassilberling besticht nicht nur zur Blütezeit, sondern auch dann, wenn seine charakteristischen Früchte, die Schötchen, reif sind und sich öffnen. Dann fallen die Samen heraus, und zurück bleiben die silbrig





Bild 19: Judassilberling *Lunaria annua* mit Blüten und unreifen Schötchen

Bild 20: Typischer Wuchsort des Judassilberlings *Lunaria annua* auf einem Knick







Bild 21: Judassilberling *Lunaria annua* im Spätsommer mit reifen Schötchen, aus denen die Samen bereits ausgefallen sind



Bild 22: Akelei *Aquilegia vulgaris*, aufgekommen durch Selbstaussaat

transparenten Scheidewände, die im spätsommerlichen Licht eine erstaunliche Pracht entfalten (Bild 21).

Der Name der Pflanze stammt ganz klar aus dem kirchlichen Bereich und deutet an, daß die münzartig runden, aber papierartigen Schötchenreste trügerisch verlockend sind wie der Judaslohn, der seinem Empfänger bekanntlich kein Glück gebracht hat. Solch ein Makel war für Manche natürlich nicht akzeptabel, und so wird die Pflanze heute häufig „Einjähriges Silberblatt“ genannt, ein Name, der gleich doppelt falsch ist. Erstens ist der Judassilberling nicht einjährig, sondern zweijährig; zweitens sind die Blätter der Pflanze selbstverständlich grün. Aber gut.

Auch die Akelei (Bild 22) wurde – obwohl sie mehrjährig ist - in erster Linie durch Samen vermehrt, und mit ihren Samen hat sie sich auch ins Freiland ausgebreitet. Auch von der Akelei gibt es unzählige Formen und Sorten, und





Bild 23: Fingerhut *Digitalis purpurea* in einem Wald bei Boizenburg; die überwiegend weißen Blüten deuten auf seine Gartenherkunft hin

das führt durchaus zu Problemen, denn die bei uns wildwachsenden Akeleien haben oft verfälschte Blütenformen oder -farben, was auf ihre Gartenherkunft hindeutet. Solche züchterischen Veränderungen kann man schön finden, muß man aber nicht – auf jeden Fall aber wird die Funktionalität der Blüten dadurch verändert. Mit anderen Worten: Insekten besuchen solche Blüten zwar, können sie aber eventuell nicht mehr nutzen wie die Blüten unveränderter Pflanzen.



Bild 24: Gedenkemein *Omphalodes verna*





Bild 25: Echter Alant *Inula helenium*, eine der stattlichsten Stinsenpflanzen

Daß die Akelei überhaupt unter die Stinsenpflanzen fällt, erscheint vielleicht erst mal merkwürdig, gilt sie doch als einheimisch. Das ist sie auch, aber nur im mittleren und südlichen Deutschland, nicht jedoch bei uns im Norden. Und dasselbe trifft auf den allbekanntesten, zweijährigen Fingerhut zu. Der wissenschaftliche Name *Digitalis purpurea* weist auf seine natürliche purpurrote Blütenfarbe hin. In Norddeutschland findet man jedoch oft wildwachsende Populationen, die auffallend viele weiße oder hellrosa gefärbte Blütenstände aufweisen (Bild 23). Es ist offensichtlich, daß solche Bestände auf Gartenflüchtlinge zurückgehen.

Einfacher als Aussaat geht natürlich das Abstechen von Ausläufern; und Pflanzen, bei denen das möglich ist, sind besonders gerne aufgegriffen worden. Dazu gehören Frühlingsblüher wie das Gedenkemein (Bild 24), das – man ahnt es bei dem Namen schon – mit dem Vergißmeinnicht nah verwandt ist, aber ausdauernd ist und sich mit seinen Ausläufern nach und nach über größere Flächen ausbreiten kann.

Mit Ausläufern weitergereicht wurden aber vor allem die großen, gelb blühenden Korbblüter, die erst spät im Sommer zur Blüte kommen, weil sie für den Aufbau ihrer beachtlichen Biomasse Zeit brauchen. Dazu gehört als wohl bekannteste Art der Echte Alant (Bild 25), der sich in feuchten, lichten Wäldern wohlfühlt, wie sie in Flußauen anzutreffen sind. Wenn er dort nicht gestört wird, bildet er mit den Jahren dann auch ansehnliche Bestände.

Dem Echten Alant sehr ähnlich sieht die Telekie (Bild 26), die etwas kleiner bleibt, stärker Ausläufer treibt und eigentlich nur an den Blättern gut zu unterscheiden ist. Beim Echten Alant sitzen die Blätter ungestielt dem Stängel auf, während die herzförmigen Blätter der Telekie deutlich gestielt



sind. Wie der Alant ist die Telekie eine Pflanze feuchterer Standorte, wenn sie auch etwas trockener als der Alant stehen kann. Interessant ist, daß die im Norden befindlichen Orte, an denen sich die Telekie ansiedeln konnte, fast alle im Jungmoränengebiet liegen, also in Mecklenburg-Vorpommern und dem östlichen Schleswig-Holstein, auf den dänischen Inseln und im nördlichen Polen. Im Altmoränengebiet im Westen Jütlands und Schleswig-Holsteins und weiter nach Westen in Niedersachsen und Holland kommt sie kaum vor.

Ebenfalls zu den Korbblütern gehört die Kriechende Gemswurz (Bild 27), die schon jetzt, im Mai, zur Blüte kommt. Es gibt eine ganze Reihe von Gemswurzarten, und die meisten stammen aus den südeuropäischen Hochgebirgen, wo auch die namengebenden Gemen leben. Ob es darüber hinaus noch eine Verbindung zwischen den Gemen und den nach ihnen benannten Pflanzen gibt, kann ich nicht sagen, sicher ist aber, daß die Kriechende Gemswurz ganz klar nichts damit zu tun hat, denn sie kommt ursprünglich aus Westeuropa. Sie kriecht übrigens gar nicht so langsam, sondern kann an ihr zusagenden Orten schnell größere Flächen einnehmen. Aus diesem Grund ist sie bei den heutigen Gärtnern nicht mehr so *en vogue*, sondern die wählen doch lieber andere Gemswurzarten mit bescheidenerem Ausbreitungsdrang.

Wenn die Gemswurz aber so wuchern kann, warum ist sie dann nicht invasiv geworden? Die Antwort ist, daß die meisten Orte eben nicht zusagend sind, und die oben beschriebene Verbreitung der Telekie gibt uns einen Hinweis, woran das im Wesentlichen liegen dürfte: Für die meisten Stinsenpflanzen fehlt in der norddeutschen Tiefebene ganz einfach eine ausreichende Menge Kalk im Boden. Die Bindung der Telekie an die Jungmoränenlandschaft geht sicher darauf zurück, daß die Jungmoränenböden deutlich mehr Kalk enthalten als die Böden der Altmoräne, aber auch dann braucht die Telekie noch einen Extraschub. Und der kommt aus den längst verschwundenen Stinsen.

Bild 26: Telekie *Telekia speciosa*







Bild 27: Kriechende Gemswurz *Doronicum pardalianches* in einem Gehölz in der Nähe des Schaalsees

In der Umgebung der Gebäude reichert sich unweigerlich Kalk im Boden an, der aus Ziegeln, Mörtel und Verputz aussudelt, wenn diese verwittern. Dieser Kalk bleibt auch nach Zerstörung und Abriß der Gebäude noch lange erhalten, umso mehr, wenn im Boden noch Fundamente oder Trümmer eingebettet sind, die als nachhaltiger Speicher für Kalk dienen können. So legen die Stinsenpflanzen nicht nur Zeugnis der ehemaligen Stinsen ab, sie sind durch ihren Kalkbedarf auch an die Orte gebunden, wo die Stinsen einst gestanden haben.

Und so erklärt sich auch, warum so viele Pflanzenarten zwar im mittleren und südlichen Deutschland heimisch sind, aber nicht zu uns ins norddeutsche Flachland vorgedrungen sind: Schon in den Mittelgebirgen gibt es ausreichend Kalkgestein und daraus hervorgegangene Böden, die wir einfach nicht haben.

Dieser Erklärung gehorcht auch die Osterluzei, eine Pflanze, die weniger durch üppige Blütenpracht auf sich aufmerksam macht wie die anderen hier vorgestellten Pflanzen, sondern durch das bizarre Aussehen ihrer röhrenförmigen Blüten, die ein wenig an die Pfeifen erinnern, die Lehrer Lämpel in den Zeichnungen von Wilhelm Busch rauchte. Es handelt sich um sogenannte Gleitfallenblumen, in denen – ganz ähnlich wie an den Blütenständen des Aronstabs - interessierte Insekten abrutschen in die bauchige Basis der Blüte, wo sie durch einen reusenartigen Haarkranz gefangen gehalten werden, bis sie ihre Bestäubungsarbeit erledigt haben. Danach verwelkt der Reusenkranz, und die Insekten können wieder losfliegen – straks zur nächsten Osterluzeiblüte.

Auch die Osterluzei kann sehr einnehmend sein und sich sogar gegen Brennnesseln und Giersch





Bild 28: Die Osterluzei *Aristolochia* mit ihren seltsamen Blüten...

Bild 29: ...und wildwachsend an einem Bahndamm in Mölln







Bild 30: Die Schachblume *Fritillaria meleagris*

durchsetzen. Aber eben nur dort, wo der Boden stimmt.

Die Osterluzei blüht genauso wie die Gemswurz jetzt im Mai und in den Juni hinein. Die größte Aufmerksamkeit findet jetzt aber eine ganz andere Blume, zu deren Wuchsorten jedes Jahr regelmäßig Heerscharen botanisch interessierter Naturfreunde pilgern: Die Schachblume (Bild 30).

Mit ihr schließt sich der Kreis für heute, denn sie gehört zu den Frühlingszwiebeln, mit denen wir unseren heutigen Reigen begonnen haben. Ebenso wie die Waldtulpe hat sie es mit ihrer anmutigen Stängelkrümmung und der eigenartigen schachbrettartigen Felderung ihrer Blütenblätter in rosa und purpur bis in die Hände mancher portraitierten Renaissance-Dame geschafft. Sie hat es aber auch geschafft, sich bei uns zu behaupten. Und wie beim Fingerhut belegen immer wieder beigemischte weiße Blüten (Bild 1), daß die Schachblumen in unserer Landschaft aus Gärten stammen.

Wie es sich für eine Stinsenpflanze gehört, ist sie weitgehend auf einzelne, weit auseinander liegende Wuchsorte beschränkt geblieben, aber irgendwie ist sie doch auch in der Elbaue gelandet und hat schließlich die Marschwiesen der Unterelbe erreicht. Hier waren ihre Ansprüche offensichtlich alle erfüllt, denn dort entwickelte sie bald eine Wuchskraft wie gewöhnliches Unkraut. Leider teilt sie aber inzwischen das gleiche Schicksal wie viele andere Pflanzenarten, deren Wuchsorte bis zur Unkenntlichkeit verändert wurden und dadurch verloren gingen. Und so kam es, daß ein paar der letzten Flächen, an denen diese hübsche Zwiebelpflanze noch üppig vorkommt, inzwischen zu Naturschutzgebieten erklärt werden mußten.

Eines der besten dürfte das Seevetal sein, das mitten zwischen Schienensträngen, Straßen und





Bild 31: Schachblumen *Fritillaria meleagris* in den Seeewiesen, zusammen mit Wiesenschäumkraut *Cardamine pratensis*, Butterblumen *Ranunculus acris* und Löwenzahn *Taraxacum officinale*

Industrieanlagen im südlichen Hamburger Hafen liegt. Dennoch lohnt sich in diesem Monat ein Ausflug dorthin. Die Wiesen sind übersät mit Tausenden von Schachblumenblüten (Bild 31) und bieten uns so einen Eindruck, wie die Marschen früher einmal weithin ausgesehen haben müssen. Und auf den Wegdämmen, die durch die Wiesen verlaufen, findet sich auch die Waldtulpe.

Denen, die sich daran stören, daß Schutzgebiete für Pflanzen ausgewiesen werden, die ursprünglich hier gar nicht heimisch waren, sei gesagt, daß auch eine ganze Reihe anderer Arten, die wir im Naturschutz zu bewahren versuchen, nicht unbedingt einheimisch sein müssen – man denke nur an die Ackerbegleitflora.

Die Stinsenpflanzen haben sich durchweg harmonisch in unsere Vegetation eingefügt, sind nicht invasiv geworden, werden von den Insekten gerne angefliegen und bereichern unsere Landschaft mit ihrer Schönheit. Darüber hinaus gehören sie zu unserem kulturellen Erbe, kleine Kostbarkeiten, die uns eine Erinnerung an alte Orte und deren Geschichten erhalten, von denen uns sonst nicht einmal Ruinen geblieben sind.